Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 167. Bromberg, den 19. August 1927.

Meta Gragert.

Roman von Minna Falk.

(5. Fortsetzung.

„Wir konnten anfangs gar nicht so recht zum Entschluß kommen, als Herr Pastor Cornels uns schrieb," sagte Frau Jugenfels. „Wir sind Eigenbrötler und dachten, daß ein junges Blut sich nicht bei uns eingewöhnen würde. Als dann aber ein ausführlicher Brief kam und Ihr Bild dabei, Fräulein Gragert, da waren wir uns gleich beide einig. Und freuten uns sogar auf Sie."

„Bei mir war es umgekehrt, als ich die beiden Bilder sah", sagte Meta treuherzig. „Ich hätte mir eine Leiter holen mögen."

Frau Professor Jugenfels lachte klingend auf. Und ihr Mann lachte wieder mit, so köstlich schien ihm der Ausdruck in Metas Gesicht.

Taub war Ewald Jugenfels nicht, an manchen Tagen war sein Gehör sogar ganz normal, aber bei Wind trug er Watte in den Ohren. Er hatte schon dreimal Mittelohrentzündung gehabt und litt auch an der Stirnhöhle. Ein Zimperling war er jedoch nicht, er paßte nur auf, so gut sich eben aufpassen ließ, und seine Frau half ihm dabei. Charlotte mußte sogar besonders auf der Hut sein, denn Ewald war ab und an geneigt, alle bösen Erfahrungen in den Wind zu schlagen und einmal wieder von vorne an ein freier, sorgloser Mensch zu sein.

„Was sind Sie für ein lachendes Stück Gesundheit, Fräulein Gragert!" sagte er zu Meta. „Es ist ja schon Freude, Sie bloß anzusehen."

„Ja," sagte Meta und hob die Stimme, „gesund bin ich. Das ist aber auch alles."

Das Ehepaar sah sie lieb und streichelnd an, als vermute es noch viel. —

Wenn ich mit den beiden nicht zurecht komme, liegt es an mir, dachte Meta. Viel zu hoch waren ihr die zwei im Anfang ja erschienen, aber daß sie es überhaupt für nötig gehalten hatten, ihr Bilder von sich zu schicken, das war doch schon viel und machte Mut, sich heranzutrauen. „Es ist uns lieber, Sie sehen uns auch vorher einmal an, ob Sie wohl Vertrauen gewinnen und zu uns kommen mögen", hatte die Frau Professor geschrieben. „Ein gleiches Dach will passende Köpfe." War das nicht gar zu lieb? Als wenn gleich Maibusch an der Tür saß. Mutter hatte denn auch gestaunt. „Sieh mal an," hatte sie gesagt, „die vornehmen Leute schicken dir ordentlich noch Bilder, als ob du auszusuchen hättest." Und zum Vater hatte sie noch hinzugefügt: „Stell dir das mal vor, Martin, was sie die Deern schon für voll nehmen!" — „Wo ich nur für halb genommen werde, habe ich schon von vornherein nichts zu suchen", hatte sie da trotzig gesagt, aber heimlich hatte sie sich aufgerichtet und hatte gedacht: Ich steig' jeden Tag ein Stück, dann komm' ich schon langsam hinauf. Und das hatte sie getan. Alle Tage hatte sie die beiden Bilder angesehen, und langsam war die Entfernung geringer geworden.

Und nun war alle letzte Scheu verflogen. Das war ja beinahe, als wenn man zu Verwandten kam. Zu Verwandten? Das war noch gar kein Vergleich. Verwandte gingen einem gleich bis unter die Dachpfannen. Hier wurde angeklopft, man sagte „Herein!", es kam Besuch und war Feiertag. Richtig festlich war einem zu Sinn. Als sei der Sonntag nicht das Schwanzende von der Woche, sondern als finge die Woche gleich damit an, und es könnte sachte so weiter gehen. —

Jugenfels' hatten in Wandsbek ein kleines Anwesen. Ein Einfamilienhaus in einem sehr hübschen kleinen Garten, der mit viel Liebe gepflegt war. Er lachte nur so, und die weißgestrichene Pforte sagte: „Bitte!"

Aber als sie eintraten, schoß Meta Wasser in die Augen. Ein gelbfleckiger Schäferhund trat ihnen entgegen, ein Prachtexemplar, und beroch sie zutraulich. „Wir haben auch einen großen Hofhund zu Hause", sagte sie. „Aber an einem andern Hund hänge ich noch mehr, und der sieht beinahe aus wie dieser."

„Dann werden Sie sicher bald Freunde werden", sagte Charlotte Jugenfels. „Wir sind große Tierliebhaber, mein Mann und ich, und haben besonders Hunde gern. Drinnen haben wir noch so einen kleinen Vierbeiner. Sehen Sie, da hat er uns gehört und schaut zum Fenster hinaus."

„Ach," sagte Meta entzückt, „die kleinen Kerls habe ich schon immer so gerne leiden mögen, die sehen so plietsch aus. Ich habe sie bis jetzt aber nur auf Bildern gesehen."

Es war ein King Charles, hieß Lütten und tat sehr vernünftig.

„Er macht eine schwer beleidigte Fliepe," sagte Meta. „Er hat wohl mitwollen und durfte nicht."

„Mit will er immer," lachte Charlotte. „Aber ein wenig von oben herab und eingeschnappt sieht er alleweil aus. Das liegt an der Nase.

Beide Hunde benahmen sich sittsam. Sie berochen Meta, und damit war es gut. Sie paßten genau in den Rahmen.

Ach, was war das für ein leises Haus! Nein, leise paßte nicht hin. Es mußten ganz andere Buchstaben ins ABC, wenn man es sagen wollte, wie man es fühlte.

Meta wollte immer auf den Fußspitzen gehen und mußte sich necken lassen.

Daß es ihr aber schwer geworden wäre, hier im Hause die Gangart zu finden, das hätte man ganz gewiß nicht sagen können. Nur eines machte ihr zu schaffen, und das waren die Essenszeiten. Der Tischgang, wie es hier hieß. Damit machte man hier zuviel Umstände. Für alles andere langte der Freimut hin, aber für Messer und Gabel nicht. Und mochten der Herr des Hauses und die Hausfrau auch immer wieder tun, als merkten sie nichts — der Tatterich wurde immer größer. Und das bloß um die dumme Futterei!

Meta hatte nie an einem anderen Tisch gesessen als an dem eigenen bei Vater und Mutter und höchstens noch bei Geschwistern und nahen Verwandten. Und wenn es ihr auch verhaßt gewesen war, daß man das Gericht schon aus dem Kauen heraushörte oder daß die größeren Kinder bei Löffelspeise auch noch mit den Fingern dazwischengriffen, war für sie selbst der gedeckte Tisch doch eine Angelegenheit gewesen, vor der man sich fest und bequem auf seinen Stuhl setzte und einhieb. Ohne viel Faxerei. Herr und Frau Professor Jugenfels machten sich ja beinahe ein Kunststück aus der Esserei. Immer die Hände durcheinander und ein richtiges Gefecht mit Messer und Gabel!

„Essen möchte ich am liebsten allein auf meinem Zimmer," sagte sie eines Tages zu Frau Charlotte, „denn zu Auguste in die Küche werde ich mich wohl nicht setzen dürfen. Ich hab' immer so gerne essen mögen, und nun macht es mir gar keinen Spaß mehr. Entweder werde ich nicht satt, oder Sie müssen auf mich warten! Mir fällt ja immer alles wieder herunter von der Gabel. Ich habe richtige Angst, wenn der Herr Professor mit dem dicken Lederknopf auf die

Messingplatte schlägt. Und es hört sich doch so gut an." Halb war es Ernst, und halb war es Scherz, wie Meta es vorbrachte, aber sie kriegte es doch gesagt, und die Angst war echt, das sah Charlotte wohl.

„Sie liebes Kind," sagte sie und faßte Meta um, „was sind Sie für ein tapferer und offener Mensch. Und da wollen Sie die Flinte an solcher Stelle ins Korn werfen! Auf dem Lande legt man nicht viel Gewicht auf den Anstand bei Tisch, aber für das Leben, in das Sie nun hineintreten, ist er sehr wichtig. Es liegt doch auch etwas Wunderhübsches in der Freiheit der Bewegung, und an keiner Stelle ist sie besser zu erproben als bei Tisch."

Meta wußte nichts darauf zu sagen.

„Mutet es Sie denn nicht an, Fräulein Meta, wenn ein Tisch so recht einladend und appetitlich gedeckt ist?" fuhr die Frau Professor fort. „Und hat es nicht seine Berechtigung, wenn die Tischgänger ihm nun auch ihrerseits gerecht werden und ihm wie andern Dingen Ehre angedeihen lassen? Denken Sie einmal an all die Arbeit, die eine Hausfrau von einem hübsch hergerichteten und gut besetzten Tisch hat!"

„Ja," sagte Meta sachlich, „man könnte sich tatsächlich eine ganz andere Angelegenheit aus der Esserei machen. Ich habe nie darüber nachgedacht. Zu Hause aßen wir einfach, weil wir hungrig waren."

Da fürchtete Charlotte schon, zu weit gegangen zu sein. „Das hat natürlich auch etwas Gesundes", sagte sie. „Alles zu seiner Zeit und an seinem Platz. Das Beste ist selbstverständlich, wenn man sich überall anpassen kann." —

Und Meta paßte sich an. Viel schneller als sie selbst oder Jugenfels' es vermutet hatten. Nur zu erkennen brauchte sie etwas, die Meta, dann saß sie auch schon im Sattel. —

Merkwürdig war nur, daß sie so viel Neues sah und hörte und doch nichts nach Hause zu schreiben wußte. Sie saß vor der Tinte wie ein Wasserscheuer vor dem Wasser. Sie schüttelte sich. Ihre Eltern kriegten in den ersten Wochen eigentlich nur zu wissen, daß sie heil angekommen sei und bei Jugenfels' so gut wie in Abrahams Schoß säße.

Johanna Gragert dagegen brachte nach dem ersten nutzlosen Warten einen langen Brief zustande.

„Liebe Meta," — schrieb sie, — „bei Deinen drei Schwestern ist es von meiner Seite kaum je zu einem Brief gekommen, die waren Sonntags oftmals zu Hause, und ich hatte auch zu viel Leben um mich herum, da lege ich bloß einen Zettel bei der Wäsche ein, und mit dem Briefschreiben war es immer man schwach bei mir. Damit soll es nun aber anders werden, ich will mich eingewöhnen und meine auch, wo ich hier nun so sitze, daß es ganz schön ist, wenn die Buchstaben so vor einem zu stehen kommen und man sieht, daß das Wort bleibt.

Zuerst muß ich Dir man von Vater erzählen. Es geht ihm jetzt schon wieder ganz gut, jeden Tag geht es ein Stück bergan. Er nahm schon ordentlich Anteil an den paar letzten Zeilen von Dir und freute sich, daß Du es so gut getroffen hast mit den Leuten da im Haus. Das will allerhand sagen, liebe Meta, denn wir hatten Angst genug, daß Du Dich nicht eingewöhnen würdest. Mit Dir trifft man es, oder man trifft es nicht, und dazwischen gibt es keinen Weg.

Nun wollte ich ja aber noch von Vater sagen. Also das mußt Du nicht denken, liebe Tochter, daß es Vater auf gleich ist, ob Du nun da bist oder ob Du noch hier wärst. Auf Deiner Karte hatte es so den Anschein, als wenn Du es denkst. Wenn es auch manchmal so aussah, als wenn Vater nur Sinn und Augen hatte für sein Land und seinen Viehbestand, wußte ich es doch besser. Jedes seiner Kinder ist Vater angewachsen, und Du Nestküken am meisten. Ach, liebe Meta, ich mag es nicht ausdenken, wenn er nun von mir gegangen wäre. Man hält sich einer am andern in der Ehe, und wenn ein Teil weg ist, ist der Kopf weg, oder die Beine sind weg. Jetzt, wo Du so weit weg bist, muß ich es Dir sagen, Mädchen, wie das so war mit mir und wie ich immer wieder versucht habe, mal um die Ecke zu sehen. Verstehst Du das, Meta?

Sieh mal, mein Kind, vielleicht kommt es gar nicht so von ungefähr, was Du alles suchst und willst am Ende habe ich selbst schon ein paar Schritte dazwischengetan, als ich Dich noch bei mir trug. Es war mir ja erst gar nicht recht, daß ich als Großmutter noch mal wieder wiegen sollte; das kann ich ja nicht abstreiten. Die Gedanken wollten gar kein Ende nehmen. Immer hätte ich mich verkriechen mögen, und an keiner Stelle litt es mich. Nun ist in Dir all die Ratlosigkekit und Sucherei aufgestanden, mein Kind, und mir ist, als hätte ich Dir was abzubitten und abzutragen. Das war es auch, wenn ich in der letzten Zeit nachts ein paarmal zu Dir kam, ich wollte Dich streicheln und wollte gutmachen, was doch nicht mehr gutzumachen ist. Man fängt es ganz verkehrt an mit seinen Kindern, Meta, und nachher, wenn es zu spät ist, sieht man es ein.

Mein Trost ist, daß Du Dir Deinen Platz nun wohl selbst aussuchen wirst, so wie Du ihn haben willst, denn sieh mal, mein Kind, wie wir hier so von einem Tag in den andern gehen, da kommt doch schließlich bloß die Meterzahl heraus, und auf einmal ist uns das Gesicht schief gezogen wie bei Vater, und wir kommen gar nicht erst zur Besinnung. Wenn alles und alles dunkel ist und es greift einem dann wie neulich eine kalte Hand nach der Brust und klammert sich ums warme Leben, dann stellen sich alle Jahre, die man hinter sich hat, nebeneinander, und eins sieht noch dümmer aus als das andere. Das ist denn alles, was man sehen kann, und das Heulen und Zähneklappern hilft nichts. Ich hab' schon Himmel und Hölle angerufen, und Du weißt ja, bei Dir Küken hätte ich schon in den Flaum kriechen mögen. —

Gestern war ich in der Kirche, und ich muß sagen, daß Du einen guten Lehrer gehabt hast, Meta. Pastor Cornels macht keinen langen, langweiligen Schnack wie unser guter Pastor Heester; es hat alles Hand und Fuß, was er sagt, und wenn er die Bibel aufhebt und liest seine Stellen daraus vor, dann hört es sich an nach Gottes Wort, und man sagt sich, mehr als ein Turm ist eine Kirche doch.

In den Tagen, wo Vater noch viel schlief und ich noch nicht recht wußte, wo es wohl hinaussollte mit dem vielen Schlaf, da hab' ich in meiner Unruhe auch selbst nach der Bibel gegriffen und las alles, wie es kam, herunter. Und ich wurde stiller dann. Warum, weiß ich nicht, mein Kind.

Nun hab' ich mich aber ganz festgeschrieben und weiß nicht wieder aus dem Brief herauszukommen. Ich bleibe auch am liebsten darin stecken und bin andererseits doch froh, daß Du ihn dahinten in Hamburg aufmachst und mich nicht darauf ansehen kannst. Das ist ja nun so im Leben, keiner weiß so recht vom anderen was, und Eltern und Kinder stecken sich mitunter am weitesten vor einander weg.

Laß Dich grüßen von Vater und von mir, meine liebe Tochter, ich bin in treuer Liebe

Deine Mutter Johanna Gragert."

*

„Das Fräulein muß wohl eingeschlafen sein," sagte Auguste. „Ich habe mehrmals geklopft."

„Haben Sie denn nicht einmal durch die Tür gesehen?" fragte die Frau Professor.

„Das wollte ich wohl tun," sagte Auguste, „aber die Tür ist abgeschlossen."

„Die Tür ist abgeschlossen?!" sagte Charlotte Jugenfels und war auch schon auf der Treppe. Meta und abschließen, das konnte doch wohl nicht stimmen.

Ohne zu klopfen faßte Charlotte gleich auf den Drücker und rief angstvoll: „Meta!"

„Ist etwas geschehen, Frau Professor?" fragte Meta ruhig, nachdem sie sofort geöffnet hatte.

„Nein, Kind, geschehen ist nichts, ich konnte mir nur gar nicht denken, warum Sie sich am hellen Tage einschließen und auf wiederholtes Klopfen keine Antwort geben."

Meta war sehr blaß, was bei ihrer sonstigen lebhaften Farbe sofort ins Auge fiel. „Ich weiß selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin, den Schlüssel umzudrehen," sagte sie. „Antwort geben konnte ich vorhin nicht, es war, als wenn ich einen richtigen Krampf am Herzen hatte."

„Dann dürfen Sie sich natürlich erst recht nicht einschließen," sagte Charlotte besorgt. „Haben Sie schon mehr mit dem Herzen zu tun gehabt?"

„Noch niemals," sagte Meta. „Es war auch nur ein Schrei, glaub ich, der nicht laut wurde. Ich hatte solche Sehnsucht nach meiner Mutter."

Frau Jugenfels setzte sich voll wärmster Teilnahme neben das jetzt geradezu todblasse Mädchen und umschlang es mütterlich „Und mein Mann und ich haben uns gefreut, daß Sie sich so schnell und zutunlich bei uns einlebten," sagte sie. „Statt dessen haben Sie wohl heimlich Qualen gelitten?"

„Nein," sagte Meta, „ich habe keine Qualen gelitten. Ich habe mich jeden Tag gewundert, daß ich ungeschicktes, vierkantiges Mädchen hier so reinpasse, wo alles rund ist und ineinander greift. Und nun bin ich auf einmal nicht mehr Meta Gragert und such' der Spur nach, über die ich all die Jahre gelaufen bin."

„Kind", rief Charlotte aus, als rede Meta im Fieber und müsse sich auf sich selbst besinnen.

„Siebzehn Jahre bin ich nun schon alt", sagte Meta, „und heute sehe ich zum erstenmal meine Mutter. Noch keinmal habe ich ihr am Herzen gelegen, daß ich meine eigenen Arme dazu gehoben hätte."

Die lebenserfahrene Frau, der der größte und heißeste Wunsch — ein eigenes Kind zu besitzen — unerfüllt geblieben war, spürte sofort, daß es in den Briefblättern, die da auf dem Tisch lagen, auch eine von den vielen Tragödien gab, die ungeahnt und unbemerkt durchs Leben hinsickern. Die vielen ungelenken Buchstaben, die da gleichwohl stark und fest nebeneinander standen, blieben nicht liegen, wo sie lagen, sondern sie reckten die Köpfe auf, fingen an umherzugehen

und wurden zu einem lebendigen Esperanto, das man nicht erst zu lernen braucht, weil es sich seinen Weg selbst sucht.

Meta ließ es aber nicht dabei bewenden. Sie nahm die drei linierten Bogen vom Tisch, gab sie Frau Charlotte und sagte: „Wenn Sie meine Mutter einmal sehen wollen, Frau Professor. Es wird mir gut tun, wenn Sie meine Mutter kennen."

Charlotte hatte erst ein Zagen. Etwa, als wollte sie hinter verschlossene Türen dringen, aber die Scheu hörte bald auf, und das eigene letzte Türlein tat sich auf. Eine Frau kam zur andern, und es entstand eine Stille in der Stube, die mit einer gewöhnlichen und üblichen Stille nicht vergleichbar ist. Jene Augenblicke traten ein, die im Menschen selbsttätig eine Summe bei Seite addieren und ihn ausrüsten für eine Währung, die durch Zufälligkeiten nicht ins Schwanken geraten kann.

Metas Uhr, die nach dem Uhrmacher gewesen war und noch nackt auf der marmornen Waschtischplatte lag, mochte sich abmühen, wie sie wollte, und kribbeln, wie Ameisen kribbeln, es nützte ihr nichts. Meta hörte sie nicht, und Frau Charlotte hörte sie auch nicht. Ihr blieb nichts übrig, als zu ihrer eigenen Unterhaltung mit ihren Sekunden herumzuticken, als sei es auch mit der Zeiteinteilung nur ein Spielzeug und bei einer durchgreifenden Probe aufs Exempel nichts danach zu bemessen. —

(Fortsetzung folgt.)

Cäsar unter den Räubern.

Historische Skizze von Alfred Gernat.

„Moriendum est: sterben sollt Ihr!" Mit der größten Gemütsruhe sprach Cäsar es aus; ohne Haß und Groll. Nur erschien es ihm als eine Notwendigkeit. Denn erstens waren es Seeräuber, — und sie hatten es in der letzten Zeit gar zu arg getrieben — zweitens stand seine Laufbahn auf dem Spiel; da er für ihre Unschädlichmachung gebürgt hatte, durfte er sie jetzt nicht schonen. Überdies hatten sie ihm 38 Tage seiner kostbaren Zeit geraubt und darum allein schon den Tod verdient. Und was ihn am meisten ärgerte: seine Reise nach Rhodos in die Rhetorenschule mußte nun vorläufig unterbleiben.

Auf der Fahrt dahin nämlich hatte sich die Begebenheit ereignet. Die Galeere, auf der er fuhr, war nur schwach bemannt, und so hatten die Seeräuber leichtes Spiel; die Römer mußten sich den Piraten ohne Kampf ergeben und wurden in einen Schlupfwinkel geschleppt.

Cäsar mußte unwillkürlich selbstgefällig lächeln, als er das ganze Erlebnis nochmals vor seinem Auge vorüberziehen ließ. Wahrhaftig, er hatte seine Sache gut gemacht. Kaum nämlich hatten die Piraten seine hohe und hagere Gestalt mit den scharf geschnittenen Zügen und den funkelnden Augen im blassen Gesicht sowie sein wohlgepflegtes Äußeres bemerkt, als sie auch schon einen guten Fang in ihm witterten, von dem sie sich mehr als das gewöhnliche Lösegeld versprachen. Cäsar lag es fern, sie darin zu enttäuschen. Im Gegenteil: Als sie ihm die Freiheit gegen eine Prämie von 20 Talenten zusicherten, lachte er erst hell auf; dann fuhr er sie barsch an: Wen sie denn vor sich zu haben glaubten! Gebieterisch verbat er sich für die Zukunft solche Beleidigungen: er sei 50 Talente wert! Das machte auf die Piraten gar gewaltigen Eindruck. Der Hauptmann verbeugte sich vor ihm und äußerte, es wäre ihm eine Ehre, einen so vornehmen Gast bis zum Eintreffen des Lösegeldes bewirten zu dürfen. Dann bat er Cäsar, voran zu schreiten. Dieser jedoch verlangte herrisch nach einer Sänfte. Als man diese gebracht hatte, halfen sie ihm beim Einsteigen mit der größten Dienstbeflissenheit.

Auch sonst erwiesen sie ihm jede nur mögliche Ehrerbietung. Da er ihnen zu verstehen gegeben hatte, daß es ihm auf ein besonderes Geschenk für jeden von ihnen nicht ankomme, überboten sie sich alle in Unterwürfigkeit. Zuletzt hatte er sie durch sein Wesen und die verschwenderischen Zusagen so eingeschüchtert, daß sie sich nicht einmal mehr zu räuspern wagten, während er schlief.

Nicht immer aber spielte er den herrischen Gebieter. Zwar peinigte er seine Hüter, so viel er nur konnte; doch trieb er auch seinen Scherz mit ihnen, freilich mehr zu seiner eigenen Ergötzung. Besondere Freude machte es ihm, wenn er sie in Verlegenheit bringen konnte; er sprach ihnen griechische Verse vor, von denen er vorgab, daß sie seine eigenen wären, und als sie diese darum über alle Maßen lobten, nannte er sie ungebildetes und geschmackloses Pack.

So ging es eine Weile, bis alle schon ganz verzweifelt waren. Nur Cäsar nicht. Zwar war das Lösegeld noch immer nicht eingetroffen. Cäsar wußte anfangs überhaupt nicht, wo er es hernehmen sollte; denn sein ganzer Reichtum bestand in — Schulden. Doch kurz entschlossen hatte er Crassus — dem er schon schwer verschuldet war — verständigen lassen und um die Vorstreckung des Lösegeldes gebeten. Mehr Zeit als billig war darüber verstrichen. Was tun, wenn der ihn sitzen ließ? Er wußte ganz gut, daß es dann um ihn geschehen war. So ausgeschlossen schien das nicht, denn sein Kredit hatte in letzter Zeit bedenklich nachgelassen, und auf ein einträgliches Staatsamt durfte er angesichts seiner Unbeliebtheit beim Senat nicht hoffen. So konnte ihm sein gefährliches Spiel teuer zu stehen kommen.

Keineswegs aber fiel Cäsar deswegen aus seiner Herrenrolle. Eben die Gefahr, in die er sich dadurch versetzte, regte alle seine Geister an, und so kam ihm schließlich ein köstlicher Gedanke. Nicht etwa, daß er den Piraten das Lösegeld vorenthalten wollte; sie sollten alle im Golde wühlen. Aber eine Überraschung wollte er ihnen bereiten.

Er trat also vor die Piraten, deren Hauptmann schon etwas ungeduldig geworden war, mit einem in Geheimschrift abgefaßten Brief, der alle nötigen Aufklärungen und Weisungen für Crassus enthielt. Selbstverständlich hatte Cäsar dafür gesorgt, daß dieser Brief sich ganz harmlos anhörte, und er verlas ihn Wort für Wort, um die Piraten von dessen Ungefährlichkeit zu überzeugen. Dann verlangte er dessen sofortige Beförderung nach Rom mit der Begründung, daß er mit der Behandlung nicht zufrieden sei. Denn er wollte seine Rolle bis zuletzt durchführen. Darum leistete er sich noch einen besonderen Streich. Als man nämlich seinen Leibsklaven mit dem Briefe wegschicken wollte, verwahrte er sich dagegen und bestand darauf, daß man einen der Piraten mit dem Auftrag betraue.

Ahnungslos ging der Piratenhauptmann auf den Vorschlag ein, dessen Ironie er gar nicht verspürte. Denn es war ihm sehr um die 50 Talente und die Sonderbelohnung zu tun. Übrigens gelang es Cäsar, nicht nur ihn, sondern auch seine Kumpane wieder zu gewinnen indem er ihnen versprach, vor der Abfahrt ein Festgelage zu geben. Alles Nötige dafür hatte er in dem Schreiben an Crassus bestellt. So wurde denn einer der Burschen mit dem Brief nach Rom gesandt.

Cäsar aber freute sich schon auf das Gelingen seines Planes. Die ganze Zeit über erwies er sich als sehr gnädig, so daß die Piraten vor Unterwürfigkeit zerflossen. —

Nach einigen Tagen wurde von ferne ein großes Schiff gesichtet, und bald stellte sich heraus, daß es eine der Privatgaleeren Crassus' war.

Als nun zum Überflusse noch der abgesandte Pirat erschien und versicherte, daß nicht nur alles in Ordnung, sondern das Schiff auch voll der köstlichsten Leckerbissen, Sklavinnen und Fässer des besten Weines sei — von dem er selber schon des öfteren gekostet habe — da war das anfängliche Mißtrauen verschwunden und die Freude groß; die Cäsars am meisten. Nun war ihnen der junge, 26jährige Fürst zum Gotte geworden, und als der Hauptmann die 50 Talente und jeder seiner Kumpane sein Geschenk erhalten hatten, trugen sie ihn jubelnd hinunter zum Schiff. Als sie aber daran gehen wollten, die kostbare Ladung des Schiffes zu löschen, gebot Cäsar Einhalt und sagte mit gnädiger Herablassung und Humor — Eigenschaften, die er in letzter Zeit nicht umsonst gezeigt hatte —: „Wozu sich die Arbeit machen? Wir feiern vorher ein Fest auf dem Schiff; und erst dann, wenn Ihr alle gestärkt seid, beginnt mit der Löschung". Das leuchtete allen ein, und so zog die ganze Bande auf Deck.

Nun begann die Festlichkeit. Cäsar selbst sorgte höchstpersönlich dafür, daß nicht nur jeder der Piraten eine schöne Sklavin erhielt, sondern auch im Trinken nicht zu kurz kam.

Endlich brach die Nacht herein, und bald hatte er sie alle da, wo er sie haben wollte; er verfuhr mit ihnen genau so, wie er Crassus aufgetragen hatte, mit dem Boten zu verfahren, damit man mit den Köstlichkeiten auch unbemerkt eine Schar handfester und bewährter Soldaten von Crassus' Gnaden einschiffen konnte: sie waren bald alle todmüde und betrunken. Nicht lange dauerte es, da lagen sie sämtlich unter den Tischen. Als sie erwachten, waren sie auf hoher See und gefesselt. Kampf und Blutvergießen hatte es dabei nicht gegeben.

So brachte Cäsar die ganze Piratenbande ohne Schwertstreich im Triumph nach Rom. Und nicht nur nahm er ihnen die 50 Talente und die Geschenke wieder ab, sondern es blieb ihm auch von der Beute, die er den Piraten abjagte, noch reichlich genug, um für eine Zeit davon leben zu können, ohne Schulden zu machen, selbst nachdem er seine Helfershelfer mit fürstlichen Belohnungen entlassen hatte. Sogar der Senat blickte etwas gnädiger auf ihn.

Auch den zum Kreuzestode verurteilten Piraten konnte er noch als Anerkennung für die gute Behandlung eine Huld erwirken: man erwies ihnen die Gnade, sie vor dem schmerzhaften Kreuzigen zu töten. Aber: „moriendum est". Da konnte und wollte er nicht helfen. Denn seine Laufbahn stand auf dem Spiel.

Der Bosnickel.

Skizze von Franz Häußler-Wien.

Eigentlich hieß er Matz. Aber die Hinterwalder nannten ihn nur den alten Bosnickel und das verdientermaßen, denn wie oft sie sich über den Matz ärgern mußten, war schon nicht mehr schön. Er wollte und wollte einfach nicht sterben. Er wurde nicht einmal krank, so daß man eine leise Hoffnung auf sein baldiges Ende hätte hegen dürfen. Es war zum Verzweifeln mit ihm. Ja, wenn der Vertrag nicht gewesen wäre, hätte der Matz ja gut zweihundert Jahr leben mögen, aber so auf Gemeindekosten alt zu werden, das war doch zu arg.

Nämlich, als dem Matz seinerzeit erst die Frau und dann gleich darauf der Sohn gestorben war, so daß er keine Seele mehr hatte auf der weiten Welt, da ging er zum Bürgermeister von Hinterwald und trug der Gemeinde die paar Äckerlein an, die er noch sein Eigen nannte. Sie sollte ihm dafür die wenigen Brottage lang, die er noch zu leben haben würde, Gewandung, Kost und Rauchtabak geben. Die Gemeindeväter sahen sich den Matz genau an, fanden, daß er selbst schon dem Absterbens-Amen nahe war, und machten das Geschäft.

Damals war der Matz vierundsiebzig Jahre alt. Jetzt zählte er — achtundneunzig. Erst unlängst hatte es groß und fett in der Zeitung gestanden, so daß die Hinterwalder ihre Dummheit gewissermaßen schwarz auf weiß bekamen. Freilich, ganz untätig nahmen sie das zähe Weiterleben des Matz nicht hin. Sie sorgten schon dafür, daß es ihm nicht allzuleicht und angenehm wurde. Was sich nur abzwacken ließ von seinem Teil, das zwackten sie ihm ab. Erst den Wein, dann das Fleisch, weil das so einem alten Leut doch nicht gut tun könnt', und so fort, Jahr für Jahr etwas anderes. Nur nützte es nichts. Der alte Matz hungerte zwar, aber wenn sie ihn nach dem Sterben fragten, lachte er und starb nicht.

Eines Tages kamen einige Leute aus der Stadt, um den Wundermann zu sehen, der beinahe hundert Jahr und dabei frisch und munter wie ein Hirsch sein sollte. Beim Bürgermeister fuhr sogar ein Herr von irgendeiner hohen Behörde vor und erkundigte sich: „Sie haben da ja einen ganz außerordentlich hochbetagten Mann im Dorfe. Der führt wohl ein recht glückliches und friedsames Leben"

„Ja, ein Bosnickel ist er und nicht sterben will er!" ließ der Bürgermeister seinem Groll freien Lauf.

„So, so?" lächelte der Herr. „Aber wie macht man denn das?"

„Weiß der Teufel. Es müssen ihn schon die Luft und das Wasser erhalten!" sagte der Bürgermeister und kam damit der Wahrheit sehr nahe, denn viel mehr bekam der Matz nicht.

Der Herr aber fuhr hinaus zum Matz, redete mit ihm, untersuchte ihn auf Herz und Nieren und schüttelte dazu nur immer den Kopf: „Merkwürdig! Merkwürdig! Dem Manne fehlte wirklich so gut wie nichts. Sollte da etwa doch das Wasser oder . . .? Er schnupperte ein wenig in die Luft, ließ sich ein Fläschchen mit Brunnenwasser füllen und fuhr damit heim. Bald darauf kam er mit einer ganzen Gesellschaft. Alle sahen sich den Matz von vorn und hinten an, schnupperten auch in die Luft, kosteten das Wasser und redeten etwas von Kurpark und Sanatorien. Zum Schluß photographierten sie den Matz noch ein paarmal.

Jetzt ging den Hinterwaldern ein Licht auf. Als die Herren wiederkamen und sich so ganz nebenbei nach den Bodenpreisen erkundigten, wußten sie schon, was sie zu verlangen hätten. In Hinterwald war Luft und Wasser und alles übrige reines Gold. Für die kleinen Äckerlein allein, um die sie sich den Matz eingekauft hatten, ließ sich jetzt mehr erhandeln, als früher die ganze Gemeinde wert gewesen. Aber sie wollten erst kein Geld. Nur nichts auszahlen lassen! Mit in die Aktiengesellschaft mußten sie! Dann hatten sie für ihr Leben ausgesorgt.

Nach einigen Monaten war es so weit. An dem Tag, an dem der Matz sein neunundneunzigstes Jahr vollenden und ins hundertste gehen würde, sollten die Verträge unterschrieben werden. Hinterwald zu Nutz und dem Matz zu Ehren, dem ja alles zu verdanken war. Vor seinem Häuschen wurde eine Triumphpforte errichtet, daran stand in feurigen Lettern zu lesen: „Heil ins hundertste Jahr!" — Von Hungerleiden war keine Rede mehr bei ihm. Korbweise brachte man ihm die besten Sachen: Schinken und Wein und Kuchen und das teuerste Obst.

Der Matz ließ es sich gefallen. Er aß und trank, soviel er nur für fünfundzwanzig Jahre nachholen konnte. Aber als ihm am wohlsten war, da ging er in seine Kammer, legte sich hin und starb.

Als am andern Tag die Festgäste kamen, erfuhren sie die Schreckensbotschaft: „Der Matz ist tot!" Ein ganzes Dutzend Ärzte bemühte sich um ihn. Aber er war und blieb tot. Sie machten sehr bedenkliche Mienen: „Typhus!" Da nahmen die Herren ihre Akten wieder mit sich, ohne mit den Hinterwaldern abgeschlossen zu haben. Nur die Reklamephotographien vom Matz ließen sie ihnen als Andenken zurück.

Die Hinterwalder aber vergingen schier vor Wut: „Typhus? Aus Bosheit ist er gestorben, der alte Bosnickel, der!"

Bunte Chronik

* **Der ausgerottete Dialekt.** Die Bewegung in den französischen Schulen, mit aller Macht alle Dialektworte ausrotten zu wollen, nimmt immer größeren Umfang an. Schon bilden sich überall Antidialektvereine, die jedes im Dialekt gesprochene Wort ihrer Mitglieder mit hohen Geldstrafen ahnden. Die Bewegung wird ein ähnliches Fiasko erleiden wie die Expedition, die ein Kölner Vater mit seinem Sohn unternahm. Der Bengel sprach derart kölnisch, daß ihn selbst die Eltern nicht mehr verstanden. Da schickte ihn der Vater auf eine Dorfschule in die Nähe von Hannover, damit er dort reines Hochdeutsch lerne. Nach einiger Zeit fuhr er hin, um sich von den Kenntnissen seines Sohnes zu überzeugen, aber er kam ganz geschlagen wieder. — „Na, was is?", fragte die Mutter, „sprich' er deutsch?" — „Nee", sagte der Vater, „dat ganze Dorf sprich' kölsch."

*

* **Die Macht der Einbildung.** Im Medizinischen Institut für Homöopathie in Newyork hat man kürzlich einen interessanten Versuch angestellt. An 50 Studenten wurden Kapseln verteilt, von denen die meisten harmlosen Milchzucker, einige aber auch ein Präparat enthielten, das gewisse Vergiftungserscheinungen, wenn auch durchaus ungefährlicher Art, hervorruft. Die äußere Aufmachung war bei allen Versuchspersonen natürlich die gleiche, so daß keiner wußte, was er bekam. Jeder hatte nun den Inhalt seiner Kapsel einzunehmen und alle krankhaften Erscheinungen, die er an sich bemerken würde, alsbald zu melden. Als erste meldeten sich nun sonderbarerweise diejenigen, welche die Milchzuckerpräparate eingenommen hatten, und — was das Auffallendste ist — es zeigten sich gerade bei diesen viel heftigere Vergiftungserscheinungen als bei jenen, denen die wirklichen Giftstoffe ausgehändigt waren. — Diese eigenartige Tatsache läßt sich nur durch eine Art unbewußter Autosuggestion erklären.

*

* **Der unheimliche Pelzkragen.** Eine Engländerin kaufte sich einen schönen Pelzkragen. Ihre jüngere Schwester, die bei ihr wohnte, lieh ihn eines Abends und hing ihn bei der Rückkehr an die Schlafstubentüre. Am andern Morgen lag der Pelz auf dem Fußboden. Die Besitzerin machte der Schwester Vorwürfe wegen ihrer Unachtsamkeit und hing den Kragen in die Kleiderablage. Am nächsten Tage lag er wieder auf dem Fußboden. Die Sache wurde den Mädchen unheimlich. Der Pelz wurde noch einmal sorgfältig weggelegt. Die entsetzten Schwestern fanden ihn am anderen Morgen unter ihren Betten. — Zurück damit zum Kürschner! Der fühlte etwas, das sich unter dem Futter bewegte. Er trennte die Naht auf und eine Schlange züngelt ihm entgegen. Das Tier muß während des Transportes in den überseeischen Pelz gekrochen sein und hat dort seinen Winterschlaf gehalten, aus dem es die Körperwärme der Trägerin weckte.

Lustige Rundschau

* **Wegweite.** Tripp trifft Tropp. „Wie weit ist es bis Pinkelpang?" — „Gott", sagt der, „gestern waren von hier zwei Stunden, heute kann man es in zwanzig Minuten schaffen." — „Was Sie nicht sagen? Wieso denn?" — „Gestern abend ist das Wirtshaus auf der Straße nach Pinkelpang abgebrannt."

*

* **Altertümer.** In dieser Kleinstadt gibt es eine Antiquitätenhandlung. Im Schaufenster wurde neulich ein Bild der Frau Bürgermeister ausgestellt. Aber das Schild, das seit 20 Jahren in dem Schaufenster hing, wurde deswegen doch nicht entfernt: — „Alles echte Altertümer . . ."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.